

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 83.

Berlin, Sonnabend den 12. Juli

1845.

Ostindien.

Die Vertreibung der Franzosen aus Indien unter der Regierung Ludwig's XV.

I.

Im Jahre 1664 gründete Ludwig XIV. nach dem Rathe Colbert's die ost- und westindische Compagnie auf den Trümmern einiger ephemerer Gesellschaften, die sich unter der vorangegangenen Regierung nicht hatten halten können. Er wendete dem neuen Institute die ausgedehntesten Privilegien zu und gab nicht nur Schiffe und einen Vorschuß von acht Mill. Franken her, sondern bewilligte auch allen Fremden, die sich mit 20,000 Livres bei dem Unternehmen theilnehmen würden, das französische Bürgerrecht ohne weitere Naturalisation. Ja, er erklärte, daß es selbst für den höchsten französischen Adel nicht als unehrenhaft gelten sollte, sich der Compagnie anzuschließen, gab ihm sogar für den Fall, daß er sich mit Eifer der Sache annähme, das Versprechen seiner höchsten Huld und wollte, um keinen Zweifel über den Ernst seiner Absichten zu lassen, der ersten Versammlung der Actionaire persönlich beizuwohnen. Eine allgemeine Bewegung folgte dem Aufrufe des Königs. Die Personen des Hofes theilnahmen sich bei der indischen Gesellschaft mit bedeutenden Summen, und zwar lagen solche Speculationen dem französischen Adel nicht so fern, als es scheinen mag. Denn wenn er auch keinen persönlichen Antheil am Seehandel nahm, so hatte er doch nicht selten Handels-Unternehmungen veranlaßt und begünstigt. Wir erinnern nur an die Entdeckung der Bai von Rio-Janeiro, die durch Schiffe geschah, welche der Admiral Coligny ausgerüstet hatte. Sogar Frauen waren dem Interesse für das Seewesen nicht fremd geblieben, und eine Ehren dame der Königin Marie von Medicis hatte Geld für ein überseeisches Missions-Unternehmen hergegeben. Freilich war das Hauptmotiv dieser Expeditionen die religiöse Propaganda: Coligny wollte Protestanten, Mlle. de Pons Katholiken machen; aber zu jener Zeit geschah nichts, woran der Glaube nicht seinen Antheil gehabt hätte. Jedoch, als die indische Compagnie ins Leben trat, war das Edikt von Nantes schon lange in Kraft, und die religiöse Aufregung schlummerte einzuwachen. Die königliche Ordonnanz von Vincennes vergaß zwar das Christenthum nicht; aber die Ausdehnung des Handels blieb das Hauptziel des Königs und seiner Minister. Sie bezeichneten Madagaskar als das Centrum der Operationen, weil — sagte die Ordonnanz — die Einwohner gutmüthig wären, was dieser Insel einen großen Vorzug vor Java gäbe, das von kriegerischen Stämmen bewohnt werde, die wohl die Holländer bald herausstreiben würden. Diese offizielle Verheißung soll noch heute erfüllt werden, und auch mit den anderen Erwartungen stand es schlimm. Madagaskar, das dem Marschall de la Meillerie gehörte und demselben vom Könige abgekauft wurde, brachte der Compagnie nicht den geringsten Vortheil. Sie erlosch allmählig und lebte erst unter der folgenden Regierung wieder auf. Dessen ungeachtet hatte die kurze Begeisterung für die Colonisation viele gute Folgen für Frankreich. Von dieser Zeit her schreibt sich die Entwicklung der französischen Seemacht, die sich bis zum Jahre 1681 auf 90 Schiffe mit einer Besatzung von 170,000 Mann erhob, ferner die Befestigung von Toulon, Brest, Dunkirchen, die Gründung von Cette und Rochefort. Nach Colbert gerieth die französische Marine wieder in Verfall, bis sie sich zur Zeit der Regentschaft von neuem erhob. Law bildete die neue indische Compagnie aus den Trümmern der alten, die zu einem kläglichen Zustand herabgesunken war. Denn sie hatte sogar aufgehört, Schiffe auszurüsten, aus Furcht, sie könnten von ihren Gläubigern in Beschlagnahme genommen werden. Law bewilligte ihr das Tabaks-Monopol und das ausschließliche Handels-Privilegium zwischen dem Cap der guten Hoffnung und Japan. Durch dieses Mittel verbesserte sich der französische Seehandel mit raschen Schritten.

Durch die Verheiratung Karl's II. mit Katharina von Braganza, die Bombay zur Mitgift erhielt, setzte sich England in Hindostan fest. Die Franzosen besaßen Chandernagor und hatten dadurch die Oberhand in Bengalen: Kalkutta war damals noch ein Dorf, dagegen hatten die Engländer an der Küste Koromandel Madras inne, wodurch das Gleichgewicht zwischen beiden Mächten erhalten wurde. Zu dieser Zeit bot ein einziger Mann, Joseph Dupleix, Frankreich die Gelegenheit, ganz Indien zu erwerben, aber die Regierung Ludwig's XV. hatte den Mut nicht, es anzunehmen.

Joseph Dupleix war der Sohn eines Beamten in Pennegau. Er war als zwölfjähriger Knabe zur See gegangen und hatte, als er achtzehn Jahr alt

nach Europa zurückkehrte, bereits Amerika und Ostindien gesehen. Sein Vater beschloß, ihn sogleich wieder nach Asien zurückzuschicken. Der junge Mann zeigte seltenen Verstand und große Entschiedenheit des Charakters, verrieth besonders glänzende Anlagen zum Ingenieur und Taktiker, hatte sich aber vermöge seiner frühen Selbstständigkeit zu einigen leichtsinnigen Streichen verleiten lassen. Dem guten Herrn Dupleix waren die Verirrungen seines Sohnes bemerklicher als dessen Talente. Er sah, seinen noch jetzt existirenden Briefen zufolge, in ihm ein schlechtes Subjekt und hielt es für das Gerathenste, ihn so bald als möglich wieder nach Indien zu spediren, ehe er in Paris auf die Idee käme, Schulden zu machen. Obwohl der alte Dupleix reich war, gab er doch wahrscheinlich seinem Sohne sehr wenig Geld mit und unteugbar eine miserable Ausstattung. Sechs Paar Strümpfe, einige Dugend Hemden, eine Decke, ein Kopfstücken und eine Violine, dies war alle Bagage, die Joseph Dupleix mit sich nahm, als er sich auf den Weg machte, Indien zu erobern. Daran dachte er freilich damals noch nicht. Als er sich in Orient einschiffte, schrieb er an seinen Vater: „Dein lieberlicher Sohn ist noch hier, wird aber bald absegeln.“ Dupleix hatte Paris verlassen, als eben der Mississippi-Schwundel in vollem Gange war und die Stadt in Aufruhr brachte. Law war zum Katholizismus oder vielmehr zum Finanz-Ministerium übergegangen und beherrschte die große und kleine Pariser Welt. Er war der wirkliche Nachfolger Ludwig's XIV. und gab das erste Beispiel, wie man durch geschickte Finanz-Operationen zu politischer Macht gelangen könne. Es konnte nicht fehlen, daß Law's abenteuerliche Carriere auf einen so unternehmenden Geist, wie Dupleix war, einen tiefen Eindruck machte, der vielleicht über die Richtung seines Lebens entschied.

Er begann seine neue Laufbahn mit Glück, wenn auch nicht gerade mit außerordentlichem. Sein Vater galt so viel bei der Compagnie, daß er gleich von vorn herein zum Mitglied des großen Rathes von Pondichery ernannt wurde. In dieser Stellung, in welcher er zehn Jahre verblieb, hatte er Gelegenheit, sich mit der Verwaltung innig vertraut zu machen. Seine Fähigkeiten waren lange anerkannt und geschätzt, als er das Amt eines Direktors am Comtoir zu Chandernagor in Bengalen erhielt. Die Unabhängigkeit, mit der er von nun an handeln durfte, entfaltete sein ganzes Administrations-Talent. Der politische Einfluß Frankreichs war seit langer Zeit in Bengalen verloren gegangen; Dupleix stellte ihn in kurzem wieder her. Er hatte zu Chandernagor weder ein bequemes Haus, noch ein gut gebautes Schiff gefunden; in wenigen Jahren wuchsen zweitausend massive Häuser aus der Erde, und fünfzehn neue Schiffe stachen in See. Doch hierbei beruhigte sich seine Thätigkeit noch nicht. Bisher hatte sich die Compagnie auf die hergebrachten Handelswege beschränkt und sich seit Jahrzehenden an keine neue Speculation gewagt. Es fehlte ihr an Fonds und an kaufmännischem Geiste. Dupleix war indessen durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt und genoß in hohem Maße das Vertrauen seiner reichen Verwandten. Mit ihnen und seinen Kapitalien kaufte er zweiundsiebzig Schiffe und schickte sie nach Surat, Mokka, Manilla, den Malediven, nach Persien, selbst bis nach China. Diese Expeditionen hatten den glänzendsten Erfolg und vermehrte Dupleix' Reichthümer so, daß er zur Zeit seiner Verheiratung mehrere Millionen besaß. Die Minister und die Compagnie zeigten sich sehr erfreut über sein Glück, das er seinen klugen und kühnen Combinationen verdankte. Dabei blieb seine Verwaltung gerecht und ehrlich, und keine seiner Unternehmungen konnte ungelegentlich genannt werden. Die indische Compagnie machte ihm die schmeichelhaftesten Komplimente über seine Leistungen und schickte, wohl nur als Symbol ihrer Bewunderung, dem Millionär ein Geschenk von 1000 Fr.

Während Dupleix auf diese Weise die Mißgriffe und Nachlässigkeiten des Mutterlandes wieder gut machte, fand er in seiner Nähe einen Nachahmer, der später sein Nebenbuhler wurde. Was Dupleix für Chandernagor that, that Méhé de Lobourdonnais für Isle de France und Bourbon, woselbst er Gouverneur war. Er führte eine geordnete Verwaltung ein, sorgte für Sicherheit des Eigenthums, legte Wege, Brücken, Kanäle und Wasserleitungen an, gründete die ersten Zuckerpflanzungen, ließ Reis, Baumwolle und Indigo anbauen und machte in kurzer Zeit aus den trägen Kreolen arbeitsame Leute. Zwei Dinge schmälerten seinen Ruhm. Einmal versuchte er mit vieler Willkür, und dann hatte er seine schönen Verbesserungen in der unvernünftigen Absicht unternommen, den Holländern in Batavia den indischen Handel aus den Händen zu reißen, obgleich seine Inseln mehrere hundert Meilen von Indien entfernt waren. Die wachsende Macht der Engländer in Hindostan gedachte er durch Raubzüge nach ihren Besitzungen zu unterdrücken. Aber hier war er ebenfalls

in einem groben politischen Irrthum befangen, denn, wenn er auch dann und wann den Engländern ein Dorf zerstörte, so reizte er sie dadurch mehr, als er sie wirklich verwundete. Dupleix wußte besser, wie er es mit den Engländern anzufangen habe. Ihm genügte es nicht, einige britische Faktoreien zu verbrennen, selbst die Ausdehnung seiner Handelsverbindungen war für ihn nur Nebensache; er faßte vielmehr den kühnen Plan, ganz Hindostan theils durch Unterhandlungen, theils durch Eroberung unter französische Herrschaft zu bringen, und er hätte diesen Plan ausgeführt, wenn es ihm die Regierung seines Vaterlandes erlaubt hätte.

Die ostindische Compagnie nämlich war so gefunken, daß sie keinen Wunsch mehr hatte, als selig zu entschlafen, und alle diejenigen ihrer Agenten für ihre Feinde anfaß, die sie aus dieser Schläftheit aufrütteln wollten. Andererseits war wiederum die Regierung zu kleinmüthig, auf Dupleix' kühne Vorschläge einzugehen. Um diese Zeit, es war im Jahre 1746, war der von Frankreich unterstützte Stuart'sche Prätendent Karl Eduard bei Culloden von dem Herzoge von Cumberland geschlagen worden. Darauf versuchten die Engländer an verschiedenen Stellen, die französische Küste anzugreifen, wurden aber zurückgeschlagen und wandten sich gegen die westindischen Kolonien Frankreichs. Dessenungeachtet war man in Paris so ohne Sorge über das Schicksal der ostindischen Besitzungen, daß man sogar Dupleix, der eben Gouverneur von Pondichery geworden war, befaß, die Befestigung dieser Stadt, die er begonnen hatte, einzustellen. Diese Maßregel würde gar nicht zu erklären seyn, wenn sie nicht in der Kleinmüthigkeit der Minister Ludwig's XV. ihren Grund hätte, die England zur Nachsicht zu stimmen meinten, wenn sie allen Schein der Feindseligkeit vermieden. Ja, sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, die Engländer, während sie in Europa und Amerika mit ihnen in offenem Kriege lebten, dazu vermögen zu können, daß sie jenseits des Caps der guten Hoffnung Friede hielten.

Dupleix wurde beauftragt, über diesen Vorschlag zu unterhandeln. Seit er aus Chanbarnagor nach Pondichery versetzt worden war, bekleidete er das Amt eines Gouverneurs aller französischen Besitzungen in Indien. Diese Erhöhung war nicht etwa eine Günstbezeugung der Compagnie, sondern ihr von der Nothwendigkeit geboten. Sie hatte eine Schuldenlast von fünf Millionen und hoffte, aus Dupleix' Ergebenheit, Reichthum und Thatkraft Nutzen zu ziehen. Dupleix täuschte in der That ihre Erwartungen nicht, denn er bezahlte ihre Schulden und rüstete für sie Schiffe auf seine Kosten aus. Und währenddessen erhielt er den sonderbaren Befehl, die Befestigungsarbeiten bei Pondichery einzustellen! Aber sein Eifer machte die Thorheit der Regierung wieder gut. Er errichtete die Ringmauern der Stadt aus eigenen Mitteln und sicherte sie auf diese Weise vor einer plötzlichen Ueberrumpelung. Dafür aber wurde dem Gouverneur bewilligt, nur dem Ministerium und den Directoren der Compagnie Rechenschaft ablegen zu dürfen, während seine Vorgänger unter der Kontrolle eines Kolonialrathes gestanden hatten. Labourdonnais, mit welchem Dupleix damals noch in sehr vertrautem Verhältnisse lebte, korrespondirte mit diesem über die beabsichtigte Neutralität Indiens, bewies ihm die Unmöglichkeit derselben und zeigte ihm auf der anderen Seite, wie viel sie an Geld und Macht gewinnen könnten, wenn sie in Schnelligkeit auf eigene Kosten ein Heer und Schiff ausrücketen und unversehn die Engländer angriffen. Dupleix war hierüber mit Labourdonnais einverstanden, aber wie groß auch sein Ehrgeiz und wie fest seine Ueberzeugung war, daß er dem Vaterlande einen unendlichen Dienst erweisen würde, wenn er einen Streich gegen die Engländer ausführte, so mochte er dennoch den Befehlen der Regierung nicht zuwiderhandeln. Er war beauftragt, die englische Compagnie zum Frieden zu bewegen, und entledigte sich dieses Auftrags mit vielem Ernste. Aber wie zu erwarten stand, waren die Antworten, die man ihm in Madras und Bombay gab, ablehnend. Die Wegnahme eines französischen Schiffes durch die Engländer und die Nachricht von der Ankunft eines neuen britischen Geschwaders unter dem Admiral Barnet machten den Friedensunterhandlungen bald ein Ende.

In Versailles fing man endlich an einzusehen, daß die Engländer nachdem sie jetzt Herren des indischen Meeres geworden waren, weder die französischen Kolonien, noch selbst den Großmogul mehr respektiren würden. Unglücklicherweise war Labourdonnais mit seinem Geschwader nach Frankreich beordert worden und befand sich bereits auf dem Wege nach Europa, als er den Befehl erhielt, den bedrohten indischen Besitzungen zu Hülfe zu eilen. Dazu kam, daß Krankheiten auf seinen Schiffen ausbrachen, Wassermangel eintrat und das Schiff Saint-Géran, das ihm Lebensmittel zuführen sollte, in einer schönen, sternenhellen Nacht durch die Nachlässigkeit eines ungeschickten Capitains und eines betrunkenen Lootsen unterging.

Die französische Marine durfte sich nicht mit der englischen messen, die 150 Schiffe von 70 Kanonen und darüber in See schicken konnte, während Frankreich kaum 30 von dieser Größe hatte, die noch dazu in verschiedenen Häfen zerstreut lagen. Dagegen besaß Großbritannien keinen Admiral, den es Dupleix und Labourdonnais hätte gegenüberstellen können. Aber die Engländer sind glückliche Leute, die Uneinigkeit ihrer Feinde entschied die Sachen zu ihren Gunsten, und der Mann, der ihnen fehlte, zeigte sich bald. Die indische Compagnie nämlich haßte Labourdonnais, trotz der ausgezeichneten Dienste, die er ihr geleistet hatte. Sie konnte es ihm nicht vergeben, daß er sich öffentlich gegen ihr Friedensprojekt erklärt und sich von ihrer Vormundschaft fast frei gemacht hatte. Dupleix dagegen, dessen Pläne ihr noch nicht bekannt waren und der den Gehorsamen spielte, besaß ihre volle Günst. Darum beschloß sie, getreu der räuberischen Diplomatie jener Zeit, Dupleix gegen Labourdonnais zu hegen.

Es war das Ungereimteste, was geschehen konnte, daß man diese beiden

Männer auf einem und demselben Felde wirken ließ, denn sie mußten Feinde werden, sobald sie Nebenbuhler wurden. Schon lange vor dem Kriege hatten sie zusammen den Plan gefaßt, Madras zu erobern, waren aber über die Ausführung entgegengesetzter Meinung. Sie berichteten darüber, jeder in seinem Sinne, an die Regierung, und diese glaubte ein Wunder von Geschicklichkeit zu thun, wenn sie ihnen widersprechende Verhaltensbefehle gab, ohne daß der Eine die des Anderen kannte. Labourdonnais erhielt mehrere Depeschen, von denen eine ihm alle Land- und Seeoffiziere der Compagnie zur Verfügung stellte, eine andere ihm erlaubte, seinen eingereichten Feldzugsplan nach Belieben zu ändern, eine dritte ihm ausdrücklich verbot, irgend eine eroberte feindliche Faktorei in seinem Besitze zu behalten. Dupleix dagegen erhielt die Weisung, im Falle Madras eingenommen würde, daselbst als Gouverneur von Indien aufzutreten und die Stadt dem Nabob von Karnatik zu übergeben. Labourdonnais wurde durch die Zweideutigkeit seiner Instruktionen verleitet, zu glauben, daß er allein das Vertrauen des Ministeriums und der Compagnie besitze und, da der Mitwirkung Dupleix' in seinen Depeschen mit keinem Worte erwähnt war, diesen aus seiner Gouverneurshülle, nach der er sich bereits lange sehnte, verdrängen werde. Dupleix war von den Hoffnungen seines Nebenbuhlers unterrichtet und mußte natürlich einen geheimen Groll gegen ihn fassen. So waren durch die Hinterlist der Regierung ihre ausgezeichnetsten Diener entzweit, und die unglücklichen Folgen dieses Zwistes zeigten sich bald.

Labourdonnais unternahm den Zug nach Indien mit neun Schiffen. Er begegnete auf seinem Wege der englischen Flotte unter dem Capitain Peyton und schlug sie, obgleich sie weit zahlreicher war, als die seinige. Aber der Sieg war nicht entscheidend, die britischen Schiffe flohen, und er versuchte vergebens, sie zu erreichen. Er gab die Verfolgung auf und segelte nach Pondichery. Hier empfing ihn Dupleix zwar mit allen Ehren, die ihm gebührten, aber stolz und ohne Herzlichkeit. Die Misshimmung zwischen Beiden wuchs mit jedem Tage. Labourdonnais wurde krank und verlor, da er sich von keiner Seite aufgemuntert sah, die Begeisterung für die Expedition nach Madras. Er hatte Zeit, über seine Instruktionen nachzudenken, und fand sie, wie sie in der That waren, gekünstelt und dunkel. Kurz, er wußte nicht, ob er nicht, anstatt sich in ein Unternehmen voller Verantwortlichkeit einzulassen, lieber Kaffee auf seine Schiffe laden und nach Frankreich führen sollte. Dupleix brochantete ein diplomatisches Stillschweigen und zeigte sich um so kälter und phlegmatischer, je ungestümmer ihn Labourdonnais mit seinen Zweifeln bestürmte. Endlich erwachte der alte kriegerische Geist in dem Admiral, und er entschloß sich, Madras anzugreifen. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Herrschaft der Pompadour.

Nach Arsene Houssaye.

(Schluß.)

Seit funfzehn Jahren hatte die Pompadour ihren Mann nicht wieder gesehen; einst bemerkte sie ihn in der Oper unter der Gestalt eines General-Pächters, dick und aufgeblasen wie ein General-Pächter. Ein Einkommen von 400,000 Livres hatte d'Etioles getrübt. Viele würden sich mit noch weniger zufrieden gegeben haben. An diesem Abende war Schauspiel im Saale, und Frau von Pompadour mußte alle Witze, alle Reime, alle Madrigale mit anhören, die ihrem Gatten vom Parterre aus zugerufen und gesungen wurden. Am nächsten Tage war außerordentliche Sitzung in Versailles im Kabinet des Königs; man kam überein, Herr d'Etioles solle den Befehl erhalten, sein Hotel nicht zu verlassen, so oft die Marquise in Paris sey.

Sonntags empfing die Marquise an ihrer Toilette die Künstler, die Gelehrten und die vornehmen Herren, die zur Cour bei ihr vorgelassen wurden, doch war sie gegen Erstere viel freundlicher als gegen die letzteren, altadligen Hofmänner. Man hatte ihr erzählt, der alte Tragiker Crebillon lebe arm und verlassen in einem Winkel des Marais mit seinem Hunde und seinen Katzen, und sogleich erwirkte sie aus der Schatzkammer des Königs für ihn eine Pension von hundert Louisd'or. Als Crebillon nach Versailles kam, um ihr zu danken, lag sie im Bett, doch befaß sie, ihn vorzulassen. Beim Anblick dieses schönen, armen und stolzen Greises wurde sie bis zu Thränen gerührt, empfing ihn mit herzigewinnendster Annuth, und als Crebillon, davon ergriffen, ihre Hand küßte, trat gerade der König in das Gemach. „Ach, Madame!“ rief Crebillon aus, „der König hat uns überrascht, ich bin verloren.“ Dieser Einfall gefiel dem Könige, und Crebillon's Glück war gemacht; wir müssen hinzufügen, daß er damals achtzig Jahr alt war.

Frau von Pompadour verlebte ihre letzten Tage in tiefster Niedergeschlagenheit; ihre Günst und ihre Herrschaft neigten sich zu Ende, sie hatte keine Freunde mehr, der König selbst bildete sie zwar noch, liebte sie aber nicht mehr. Die von ihr vertriebenen Jesuiten, die eigentlich gar nicht zu vertreiben sind, überschütteten sie mit Drohbrieffen, in welchen sie ihr die Qualen der Verdammten ausmalten. Sie glaubte nicht an die Hölle, doch war sie schon so gut wie in der Hölle. Bei ihrer Ankunft am Hofe hatte sie, stolz auf ihre Jugend, ihre Schönheit und Frische, Schminke und Schönheitsflüsterchen verbannt, weil das Leben kein Maskenball sey. Nun stand sie in dem Alter, wo man zwischen den ersten Runzeln und der Schminke wählen muß. „Das kann ich nicht überleben“, sprach sie mit Schaudern. Sie zeigte sich nie mehr in Paris, bei Hofe erschien sie nur noch bei Reizenstein mit dem ganzen

Pomp einer Königin von Gollonda, in einer indischen mit Gold und Silber gestickten Robe, gekrönt mit Diamanten und beladen mit Armabändern. Es war immer noch die göttliche Marquise von ehemals; betrachtete man sie aber näher, so war sie nur noch ein schönes, hier und da verlöschtes und übermaltes Pastellgemälde. Man sagte, sie sey entweder von den Jesuiten oder von ihren Versailler Feinden vergiftet worden; sie starb aber, weil sie vier- undvierzig Jahre zählte, weil sie ihre Herrschaft ihrer Schönheit verdankte und diese Schönheit nicht überleben mochte. Im Schlosse von Choisy legte sie sich, um nie wieder aufzustehen; der König und die Hofleute hielten ihre Krankheit für ungefährlich, sie selbst aber täuschte sich nicht, denn schon lange barg sie unter einem bleichen Lächeln den Tod, der in ihrem Innern wühlte. Sie beschwor den König, sie nach Versailles schaffen zu lassen; dort, auf dem Schauplatz ihres Ruhmes, wollte sie als Königin sterben, noch Befehle erlassen und den Hof zu ihren Füßen erblicken.

Sie starb am 15. April 1764; der Pfarrer von St. Magdalens leitete ihr Beistand in ihren letzten Lebensstunden. Als er sich zum Abschied verbeugte, nachdem er ihr den Segen erteilt hatte, sammelte sie noch einmal ihre Lebensgeister, denn sie war fast schon todt, aber damals wollte Niemand ohne einen Biß vom Leben scheiden, und rief ihm zu: „Warten Sie, Herr Pfarrer, wir gehen zusammen.“ — So lange sie lebte, hatte ihr der König wenigstens eine dankbare Freundschaft gezollt, nach ihrem Tode aber ließ er ihre Ueberreste sogleich nach Paris in ihr Hotel schaffen. Als der Wagen mit der Leiche fortfuhr, stand der König am Fenster, und bemerkend, daß ein Plagregen über Versailles losbrach, sagte er mit etwas trübem spöttischen Lächeln: „Die Marquise hat kein schönes Bettler zu ihrer Reise.“ — An demselben Tage ward ihr Testament eröffnet, und obgleich sie schon lange dem Herzen des Königs fremd geworden war, konnte er doch bei Lesung ihres letzten Willens ein paar Thränen nicht unterdrücken.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, habe ich, Jeanne Antoinette Poisson, Marquise von Pompadour, aus der Gütergemeinschaft getretene Gattin des Stallmeisters Karl Wilhelm Lenormant d'Étiolles, mein gegenwärtiges Testament abgefaßt und geschrieben. Gott befehle ich meine Seele, hoffend, seine Gerechtigkeit zu besänftigen durch das theure Blut meines Heilandes Jesu Christi, durch die mächtige Fürsprache der heiligen Jungfrau und aller Heiligen des Paradieses. Ich wünsche, daß mein Körper ohne Gepränge zu den Kapuzinern nach dem Vendome-Platz gebracht werde, und daß er in dem Gewölbe der Kapelle beigesetzt werde, welches mir in ihrer Kirche bewilligt wurde.“

In ihrem Testamente vergift die Marquise keinen ihrer Freunde, keinen ihrer Diener; der König selbst wird darin bedacht. „Ich beschwöre den König, mein Hotel in Paris als Geschenk anzunehmen, damit es der Palast eines seiner Enkel werde; ich wünschte es für den Herrn Grafen von Provence zu bestimmen.“ Das Hotel der Pompadour wurde seitdem von berühmten Gästen bewohnt, denn es ist das heutige Ulysée-Bourbon. Das Testament war den 30. März 1761 abgefaßt, und in der Stunde ihres Todes, so daß sie kaum noch Kraft zur Unterzeichnung hatte, wurde ein Kodizill hinzugefügt, in welchem sie alle ihre Diamanten unter ihre Freunde vertheilte. Frau von Pompadour hatte vom Könige zum Geschenk erhalten: ein Hotel in Paris und in Fontainebleau, das Gut von Crecy, das Schloß von Aulnay, Brimborion auf Bellevue, die Herrschaften von Marigny, und St. Remy, ein Hotel in Compiègne und eines in Versailles, ohne die Millionen in Anschlag zu bringen, und doch gab Ludwig XV. dem Marquis von Marigny noch zweihundert- unddreißigtausend Gulden, um ihn bei der Bezahlung der Schulden seiner Schwester zu unterstützen. Das Hotel der Marquise war ein herrliches Museum; Gemälde, Statuen, alte Kupferstücke, Bronzen, Bücher, gemessenes Silberzeug, alle Schätze der Kunst und des Luxus waren hier vereinigt; wenige Tage nach dem Tode der Besizerin wurde mit dem Verkauf dieser Wunderwerke begonnen, der ein ganzes Jahr dauerte.

Im Gewölbe der Kapuziner-Kirche wurde die Marquise beigesetzt, und durch Verwendung bedeutender Summen hatte die Familie es durchgesehen, daß bei der Leiche ein Trauer-Gottesdienst abgehalten wurde. Der Priester nahte sich dem Sarge, besprengte ihn mit Weihwasser, machte das Zeichen des Kreuzes und begann seine Rede also: „Ich empfangen den Körper der sehr hohen und sehr mächtigen Dame, Frau Marquise von Pompadour, Palastdame der Königin. Sie war in der Schule aller Tugenden...“ Die Fortsetzung dieser sehr galanten Wendung fehlt. An der Kirchenthür begegnete der Marquis von Marigny dem Herrn d'Étiolles mit seiner Gestehten, einer Tänzerin, die ihn vollkommen getrübet und mit der er dem Trauergottesdienste beigewohnt hatte; er fragte denselben, ob er sie zum Erben erklären würde; der philosophische General-Pächter, und wer wäre damals in Frankreich nicht Philosoph gewesen, antwortete mit dem Verse eines Dichters:

„Ach mög kein Gut, an dem so viele Thränen haften.“

Als eine Art Todtenfeier stellte der Maler Drouais in einem Saale der Tuilerien ein sehr schön gemaltes, überaus ähnliches Portrait der Marquise aus, das wohl würdig gewesen wäre, eines der kleinen Apartments von Versailles zu schmücken, um einst das Andenken Ludwig's XV. zu verherrlichen, doch wurde es auf Befehl des Königs dem Ersten Besten überlassen, der tausend Thaler dafür bot. In einer Kritik über ein allegorisches Bild von Banloo, kurz vor dem Tode der Pompadour gemalt, auf welchem die Künste das Schicksal und die Parzen um eine Verlängerung ihres Lebens anflehten, äußerte Diderot über die Marquise: „Banloo's Lebende erlangten nichts vom Geschick, das günstiger für Frankreich als für die Künste gesinnt war. Frau von Pompadour ist todt! Was blieb uns von dieser Frau übrig,

die uns an Menschen und Geld erschöpft, ohne Ehre und ohne Kraft zurückgelassen und das politische System von Europa umgestoßen hat? Der Traktat von Versailles, der dauern wird, so lange es geht, einige geschnittene Steine von Gay, die in Zukunft die Kunstsammler entzücken werden, ein gutes kleines Bild von Banloo und eine Hand voll Staub.“ Als Diderot so sprach, wurmte es ihn sicherlich, daß die Marquise nicht den Muth gehabt, nach Vertreibung der Jesuiten die Encyclopädisten laut zu beschützen; er hätte aber wissen können, daß in Ludwig's XV. Augen die Philosophen mehr noch die Feinde des Thrones als die der Kirche waren. „Sie zerstören die Religion, um die Monarchie zu stürzen“, äußerte der König, „denn sie verfolgen die Priester, welche der erste politische Stand des Staats sind.“ Selbst Voltaire, der doch ein geborener Hofmann war, konnte keine Gnade vor Ludwig XV. finden. Ohne die Gunst des Königs aufs Spiel zu setzen, „durfte Frau von Pompadour nicht öffentlich Denk- und Pressfreiheit beschützen. Zur Zeit der Aechtung der Encyclopädie schrieb sie an Diderot: „Ich kann nichts in der Sache des encyclopädischen Dictionnaires thun. Man sagt, es ständen in diesem Buche Maximen gegen die Religion und die Autorität des Königs; wenn dem so ist, so muß man das Buch verbrennen; ist es nicht der Fall, so müssen die Verleumder brennen: leider sind die Geistlichen Ihre Ankläger, und die wollen nicht Unrecht haben. Alle Welt spricht jedoch Gutes von Ihnen, man schätzt Ihr Verdienst, man ehrt Ihre Tugend, und es würde mir daher ein Vergnügen seyn, mich Ihnen in jeder anderen Beziehung gefällig zu zeigen.“ Obgleich die Marquise sich so gegen den Verfasser äußerte, begünstigte sie doch eifrig das Buch, welches die Maler oft auf ihrem Tische anbrachten.

Die Marquise von Pompadour war nicht allein eine großmüthige Beschützerin der Künste, sondern selbst auch geschickte ausübende Künstlerin; sie gravirte in Stein und Kupfer, und es galt für eine große Gunst des Königs, wenn man ihr bei ihrer Arbeit zuschauen durfte. Der größte Theil der von ihr gestochenen Platten ist verloren gegangen, zwölf Kupferstücke aber, die alle in allegorischen Figuren die Thaten Ludwig's XV. verherrlichen, sind noch erhalten. In der Pastellmalerei war Delatour ihr Lehrer, und sie hatte es darin zu einer bedeutenden Kunstfertigkeit gebracht. Voltaire befang einst sehr schmeichelhaft ihr Talent, und zum Dank dafür übersandte sie ihm ihr selbstgemaltes Portrait, das der Philosoph mit großer Vorliebe aufbewahrte. Auf seiner Reise nach den „Delices“ fand Montesquieu eines Tages allein in dem herrlichen Salon Voltaires, der auf den Genfersee hinausging, in ernste Betrachtung versunken vor zwei neben einander hängenden Portraits, denen der Pompadour und Voltaires. Der Herzog von Richelieu, der von Lyon herbeigezogen war, um Voltaire in der „Basse aus China“ spielen zu sehen, übertrahnte ihn dabei. „Nun, Herr Präsident, Sie studiren hier den Geist und die Anmuth.“ — „Den Geist und die Anmuth, meinen Sie?“ entgegnete Montesquieu. „Sie sehen hier einen Mann und ein Weib, welche die Repräsentanten unseres Jahrhunderts seyn werden.“

Rußland.

St. Petersburg im Piererschen Universal-Lexikon.

Die deutsche Literatur besitzt ein Werk, dessen vielfache Vorzüglichkeit bereits gebührende Anerkennung von Seiten der Kritik gefunden hat und dem auch ein Beifall der Nation zu Theil wurde, der ungewöhnlich genannt werden muß; denn selten erlebt im armen Deutschland ein umfangreiches, daher kostspieliges Buch neue Auflagen, wie dies bei dem Piererschen Universal-Lexikon der Fall war. Wir haben es an diesem Plage namentlich mit der Besprechung des Artikels „Petersburg“ im 7ten Bande der Supplemente zu diesem Werke zu thun, und wenn ich gestehen muß, daß die drei Bearbeiter desselben, die Herren Dr. Winkler, Hauptmann Pieter und Privatgelehrte Jakob, sich alle Mühe bei der Zusammenstellung gegeben haben; wenn anzuerkennen ist, daß von ihnen augenscheinlich die neueren Werke über den Gegenstand der Besprechung, welche Deutschland gesehert, geschickt und fleißig benutzt worden sind, so glaube ich genug gesagt zu haben, um den Tadel, der auszusprechen zur Pflicht wird, bis auf einige Punkte an die rechte Quelle zu verweisen. Finden sich grobe Unrichtigkeiten und Unbedeutlichkeiten in dem Artikel, der unter heutigen Zeitverhältnissen vielfache Interessenten haben wird, so treffen sie die Schriftsteller, welche mit starken Büchern über den Gegenstand vor das Publikum treten. Ich gestehe, daß ich hier namentlich Kohl's beide Bände über Petersburg im Auge habe, über deren Flüchtigkeiten, Ungenauigkeiten und offenbare Unrichtigkeiten ich schon früher einmal im Gubitzschen Gesellschaften gesprochen. Die Reisenden, welche später als Schriftsteller die Resultate ihrer Wanderungen dem Publikum vorlegen, sollten nie mehr von sich geben, als sie zu sich genommen; der flüchtige Beschauer sollte nicht mit Gründlichkeit prahlen, die ihm abgehen muß. Herr Kohl kannte Petersburg offenbar nur durch flüchtige Anschauungen; dennoch ist sein Buch so geschrieben, als lägen demselben Jahre lange, gründliche Forschungen und Beobachtungen zum Grunde. Die Kritik, meist außer Stande, genau zu kontrolliren, respektirt die vielen Zahlen und läßt sich durch das süssliche Aufsetzen mit einer Menge Details täuschen, so daß wir uns gar nicht wundern dürfen, wenn die Mängel und Schwächen einer sehr oberflächlichen literarischen Arbeit zuletzt in sonst ganz vortreffliche Werke übergeben, aus denen man sie gern verbannet läßt, weil sie offenbar den Ruhm deutscher Gründlichkeit nach innen und außen schwächen müssen.

Von vorn herein ist es ganz irrig, zu sagen: Petersburg liege in einer weiten Ebene; dies kann nur zu falschen Vorstellungen führen! Die Stadt

ist auf einer allmähigen Senkung des Landes in den finnischen Meerbusen erbaut. Nach der finnländischen Seite hin, gegen den Wiborger Schlagbaum, finden sich dünenartige Erhebungen, die so ansehnlich sind, daß man von ihnen aus die weite Stadt völlig zu seinen Füßen erblickt. Ein Theil dieser Erhebungen befindet sich sogar noch innerhalb der Stadtgränzen. Auf der entgegengesetzten Seite zeigen sich — schon eine Meile vor der Stadt — ziemlich ansehnliche Abhänge, z. B. die Stralme, und sie reichen bis hinauf nach Drantienbaum. Biegen wir von hier links ab, so stoßen uns zunächst die Hügel auf, welche die Sternwarte bei Pulkowa tragen, und wenn die von dort nicht sehr entfernten, sogenannten Duderhoffschen Berge eigentlich auch nur mäßige Anhöhen genannt werden dürfen, so geht doch hieraus, wie aus den übrigen Umständen, deutlich hervor, wie unpassend der Ausdruck weite Ebene für die Lage Petersburgs genannt werden muß. Von den Stadttheilen, die ganz auf dem rechten Newa-Ufer liegen, heißt es im Artikel: „es seyen nur wenige Straßen“; dennoch sind es zwei ganze Stadttheile, nämlich der Dichtasche und Wiborgsche, zusammen mit 1080 Häusern und etwa 30,000 Einwohnern. Es sind die beiden ehemaligen Dorfschaften Klein- und Groß-Dichta, Paluinstroff Derewnia (Dorf), der eigentliche Wiborgsche Stadttheil, die Golowinschen Darschen (Landhäuser), so wie nowaja und staraja Derewnia (Alt- und Neuborf). Die Petersburger Seite ist keine Insel, sondern sie wird von drei Inseln gebildet, wenn man die Festung nicht als vierte Insel anerkennen will: denn es gehören zu ihr noch die Apotheker-Insel und Petroski, die zusammen eher etwas kleiner denn größer sind als Basili Dstroff, welches auch mindestens eben so erbaut ist als die erstere, was schon die Einwohnerzahl ergibt. Basili Dstroff zählt nämlich 30,100 Einwohner, die Petersburger Seite nur 31,800. Wenn über die Inseln im Newa-Delta gesagt wird: „sie bilden mit Weiden und Birken bewachsene Werder, sind jedoch zu Anlagen verwendet“, so hat es fast den Anschein, als sollte gesagt werden: es seyen von Gängen durchzogene, mit Weiden und Birken bewachsene Werder. Ich würde aber weit eher und gewiß richtiger sagen: die bewundernswürdigsten Anstrengungen der Gartenkultur haben die Inseln dermaßen zu Garten- und Park-Anlagen umgeschaffen, daß nur noch einzelne Kieferbestände, so wie hier und da mit Birken und anderem Laubholz bewachsene Werder, an den früheren Zustand dieser Gegend erinnern. Wenn der mit den beschriebenen Gegenden durch eigene Anschauung Bekannte sich durch die Beschreibung kein richtiges Bild ins Gedächtniß zu rufen vermag, wie soll dies erst bei Anderen ausfallen? Die Zahl der Brücken durfte nicht 70 (nach Anderen 166) angegeben werden, da die offiziellen Angaben vom Jahre 1838 ziemlich verbreitet sind, so daß sie schon Poffart in seinem recht gut zusammengestellten Begleiter angiebt, nämlich 131, und zwar 32 steinerne, 14 gußeiserne, also nicht 10, wie der Artikel hat, 93 hölzerne und 12 schwimmende. Die Angabe, daß 30 steinerne Brücken alt seyen und sämmtlich nach einem Muster durch Katharina II. erbaut, viele aber neu, ist sehr fahrlässig und ungenau angegeben; denn bis zum Jahre 1834 waren nur 26 steinerne Brücken vorhanden, mithin sind bis sechs später erbaut, und gewiß schreiben sich auch nicht alle jene bis 1834 errichtete von Katharina II. her. Die Ungenauigkeit und Undeutlichkeit Kohl's hat die Bearbeiter verführt. Daß die Bauart Petersburgs die großartigste der Welt sey, ist zu viel gesagt, auch sind nur sehr wenige Gebäude in edlem Style erbaut; kurz die ganze Schilderung muß in dieser Beziehung, als übertrieben, zu falschen Vorstellungen führen. Die Bürgerhäuser sollen fast durchweg ein- oder zweistöckig seyn, und doch sieht man in den Hauptstraßen fast durchweg dreistöckige Gebäude! Die alte Geschichte vom Palaste neben der Pütte hätte von den Bearbeitern nicht besonders widerlegt werden sollen, weil in dieser Aufstellung fast mehr Wahres zu finden ist, als in der von ihnen gelieferten Schilderung. Ueberhaupt schickt es sich nicht für solch ein Werk, offenbar auf Unkosten der Unparteilichkeit zu Gunsten eines Ortes zu berichten. Doppelstiegen finden sich nur sehr selten in den Häusern einiger Großen, wohl aber zweierlei Treppen, nämlich eine Paradetreppe und die Schmutztreppe (tschornaja Hesuitza), über die ich einiges Nähere in meinen Petersburger Skizzen gesagt habe. Auch sind im Winter bei weitem nicht alle Korridore und Treppen in den Häusern der Bornehmen geheizt; dagegen finden sich Wintergärten und Gärten auch sehr häufig in den Wohnungen der Bürgerlichen, daher die Schilderung im Artikel in diesem Betraht höchst unrichtig zu nennen. Nachdem vorher von den Häusern der Bornehmen gesprochen ist, sagt der Artikel: „das untere Stod ist meist zu Verkaufsläden benutzt.“ Dies ist jedoch bei den Palästen wahrhaft Bornehmer gerade nicht der Fall, wie z. B. der Demidoffsche Palast in der Nordskoj und fast alle Paläste in der großen Milion und in anderen Straßen, zur vollen Genüge darthun; wohl aber kommt es sonst häufig, ja zumeist in den Häusern der Bornehmen vor, daß man die Dienerschaft in Parterre-Lokale oder Halbenterrains sperrt, die mit vollem Rechte für ungesund erklärt werden können. Dies fällt in einem Lande nicht auf, wo die dienende oder überhaupt niedere Volksklasse nur als Sache betrachtet wird, welche zu schonen nichts weniger als vornehm seyn würde. Daß es in Petersburg keine Straße unter 40 Fuß Breite geben soll, gehört zu den Fabeln, die uns von dort so häufig zugekommen sind. Um nur ein recht augenfälliges Beispiel vom Gegentheil anzuführen, verweise ich auf eine Nebenstraße ganz in der Nähe des Winter-Palastes, auf Moschhoff, welche die große Milion durchschneidet und vom Poffai an der Newa bis zum Stallhofe führt. In dieser sowohl wie in einigen anderen Nebenstraßen ist kaum noch Platz für einen Fußgänger, sobald ein Wagen dort fährt. Am englischen Kai befinden sich durchaus keine Verkaufs-Lokale, weder prächtige noch

nichtprächtige, und das Feine und Elegante kann sich also auch nicht, wie der Artikel sagt, in denselben versammeln; dies ist eine offenbare Verwechslung mit der Newski-Perspektive. Ueber den Petersplatz erstreckt sich kein Kai; dies ist physikalisch unmöglich, da die Admiralität dort an der Newa entlang liegt. Allein es führen Baumgänge um dieses Gebäude, die man Boulevards nennt und bis wohin man wohl gelegentlich seinen Spaziergang, vom Kai aus, fortsetzt. Der Platz, worauf die Alexandersäule steht, ist kein abgesonderter Platz, vielmehr eine Fortsetzung des Admiralitäts-Platzes. Der Artikel nennt den Newski-Prospekt auch Liteinaja, wenigstens steht dieser letztere Name hinter ersterem eingeklammert. Die Liteinaja oder der Liteinoi-Prospekt ist aber eine ganz andere Straße, welche von dem Newski-Prospekt durchschnitten wird. Den Irrthum, daß der Gostinoi-Dwor mit vielen Straßen durchschnitten seyn soll, hat der Artikel Kohl nachberichtet. In der That ist dies mächtige Gebäude von keiner einzigen Straße durchschnitten, wohl aber enthält es in seinem Innern mehrere Höfe, die aber Niemand zu Wagen besucht oder besuchen kann und darf. Die an den Gostinoi-Dwor stoßenden Bubenreihen oder Straßen gehören eigentlich nicht mehr zu demselben und führen auch ganz andere Namen, wie: Bankowuj, Dumokaja, Tschernitschew Perastok u. s. w. Das Petersburger Straßenpflaster wurde nur an einigen Stellen gut hergestellt, und da hält sich dasselbe auch gut, ohne einzusinken. Die Angabe des Artikels ist auch hierbei demnach durchaus irrtümlich zu nennen. Daß die Newa bei hohen Wasserständen Tausende von Menschen ertränke, ist hyperbolisch zu nennen, da selbst bei der größten Fluth im Jahre 1824 genau 480 Menschen ums Leben kamen; folglich kann von Tausenden gar nicht die Rede seyn. Die Zahl der Kirchen ist im Artikel des Universal-Lexikons höchst ungenau angegeben; denn weder ist die eine Aufstellung von 179 richtig, noch die andere mit 83 oder in der Variante 68; vielmehr sind genau 67 vorhanden, nämlich: 46 griechisch-russische, 3 altgläubige; 8 evangelisch-lutherische, 3 katholische, 2 reformirte, 1 für die Brüdergemeinden und 2 armenisch-gregorianische; außerdem giebt es aber noch über 100 Hauskirchen und 54 Kapellen. Die Angabe, daß Bornehme jährlich 8—12,000 Silberrubel bloß für Wohnungsmiete auszugeben pflegten, ist übertrieben. Schon so viel Papierrubel sind eine hohe Annahme. Die Nachricht: es gebe in Petersburg keine Privat-Theater, muß als un begründet erklärt werden; ich selbst kenne deren zwei, und ohne Zweifel existiren deren noch mehrere. Bei Angabe der Literatur über Petersburg dürfte Poffart's schon 1842 erschienener Begleiter nicht übergangen werden, denn er ist weit zuverlässiger als die angeführten Bücher von Granville, Kohl und Meyer.

Dies sind ungefähr die Einwendungen, welche ich bei flüchtiger Durchsicht des Artikels zu machen Gelegenheit fand. Die Herren Bearbeiter würden auch wohl gethan haben, von ihrem Artikel eine Korrektur vor dem Abdruck in die Hände eines Sachverständigen zu geben, damit hier und da an die Stelle der französischen Schreibart eine der deutschen Aussprache sich annäherndere gesetzt worden wäre. So steht z. B. Bolshoi, welches genau Bolshoi ausgesprochen wird; Zagorodnoi für Sagorodnoj, da man das russische z wie ein gelindes s ausspricht. Bei vielen Worten hätten Entstellungen durch falsche oder fehlende Buchstaben vermieden werden können.

Eduard Pelz.

Mannigfaltiges.

— Britische Gewerbe-Ausstellung. Wir lesen in einem der neuesten Hefte des Athenaeum die interessante Nachricht, daß man jetzt in England mit dem Plan einer Ausstellung der Produkte des britischen Gewerfleißes umgeht. Wie es scheint, wird sie nicht von der Regierung, sondern von Privatpersonen veranstaltet, und sämmtliche Mannfacturisten des Reichs werden aufgefordert, sich bei diesem gemeinnützigen Unternehmen zu betheiligen, dessen Zweck in einem an das Publikum erlassenen Circular entwickelt werden. „Die Ausstellungen der National-Industrie des Festlandes“, heißt es darin, „die jüngst so allgemeine Aufmerksamkeit erregten, haben den Mitgliedern des Kunstvereins (Society of Arts) und einigen der bedeutendsten Fabrikanten den Wunsch eingeflößt, ein ähnliches Unternehmen im britischen Reiche zu bewerkstelligen. Sie glaubten, daß ein Land, welches sich in allen industriellen Künsten auszeichnet und in manchen unerreicht dasteht, die Resultate der Intelligenz, der Energie und des Erfindungsgeistes in einem Grade vorzeigen könne, wie man sie vielleicht noch nie erblickt. Außer dem Interesse und der Belehrung, die ein solches Schauspiel ohne allen Zweifel gewähren muß, würde es hoffentlich nicht nur einen ehrenvollen Wettstreit unter den Produzenten veranlassen, sondern auch die Konsumenten in den Stand setzen, die Güte der Produkte genauer zu würdigen. Die Ausstellung wird sich aber nicht auf die Erzeugnisse der Manufakturen beschränken: sie wird auch die bei der Production gebrauchten Werkzeuge einschließen, da die Leichtigkeit, Präzision, Oekonomie und Schnelligkeit des Fabricationsprozesses oft noch merkwürdiger sind als die Fabrikate selbst.“ — Es bleibt nur zu wünschen, daß man diesen Plan wirklich ausführen möge, und zwar in eben so großartigem Maßstabe, als die Pariser und Berliner Ausstellungen, da er alsdann die Veranlassung zu einem höchst interessanten und lehrreichen Vergleich mit den Erfolgen des deutschen und französischen Kunstfleißes geben würde.